

ELKE BECKER JOLEEN CARTER
JOHANNA DANNINGER BABSY TOM
GRETA MILÁN RAMONA SEIDL

Zurück zu ihr



ROMAN

Zurück zu ihr

Ein Roman

von

Elke Becker, Joleen Carter, Johanna Danninger,
Greta Milán, Ramona Seidl, Babsy Tom

Klappentext:

Unüberwindbar scheint die Zeit - wenn zwei Liebende durch das Schicksal getrennt werden. Was bleibt ist die Sehnsucht und die Hoffnung, dass ihre Liebe immer stärker sein wird, als jegliches Hindernis auf ihrem Weg ... Eine silberne Taschenuhr, verloren im Tosen des Zweiten Weltkrieges, wird Zeugin einiger solcher Begegnungen. Auf ihrer jahrzehntelangen Reise um die Welt, wechselt sie nicht nur einmal ihren Besitzer und beeinflusst dabei so manche Entscheidung. Begleite die Uhr auf ihrem Weg und erlebe sieben wundervolle Liebesgeschichten. Tragisch, erfüllend, denkwürdig und nachhaltig wie das Leben selbst.

*Unüberwindbar scheint die Zeit,
doch stärker ist die Liebe.
(Johanna Danninger)*

~ Elke Becker ~

1

Deutschland, München, 1943

Charlotte Lorenz schlich mit ihrer Schwester Frieda über den Campus der Universität München. Es würde schwer werden, die anderen in dieser Dunkelheit zu finden. Der Mond war hinter dichten Wolken verborgen und man sah kaum fünf Meter weit.

Sie stellte ihren Mantelkragen hoch und band ihren Schal fester um sich. Ein eiskalter Wind piffte durch die dunklen Straßen. Eine gute Nacht für so eine Aktion. Niemand würde freiwillig einen Fuß vor die Tür setzen. Zudem war es drei Uhr morgens und die Straßenlaternen wegen der Bombardierungsgefahr ausgeschaltet.

»Dort sind sie«, flüsterte Frieda. »Lass uns hingehen.«

»Nieder mit Hitler« prangte in dunkler Farbe an der weißen Mauer der ehrwürdigen Universität, die mit ihren faschistischen Professoren zwischenzeitlich kaum Ehrentafel hervorbrachte und eine freie Meinungsäußerung verbot. Wer sich öffentlich gegen den Führer stellte, konnte sich gleich selbst eine Kugel in den Kopf jagen.

Frieda und Charlotte hatten von dieser Aktion der *Weißten Rose* gehört und waren fest entschlossen, sich endlich aktiv an der geheimen Rebellion gegen die Gräueltaten des Hitlerregimes zu beteiligen. Sie wollten nicht länger ein

kleiner Nebenarm der Widerstandsbewegung sein, der nur im Verborgenen agierte. Nein, sie mussten mehr unternehmen, das gebot schon die Erziehung ihrer Eltern. Nicht nur Handzettel in Kuverts eintüten und anonym den Intellektuellen der Stadt zusenden.

Georg hatte es Charlotte sogar untersagt, sich für Kurierfahrten zur Verfügung zu stellen. Er habe Angst um sie. Es sei zu gefährlich. Als ob sie sich nicht fürchten würde, wenn ihr Geliebter mit einem Packen Flugblätter nach Österreich fuhr, um sie dort unter das Volk zu bringen.

Leise schlichen sie zu den jungen Männern hinüber.

»Was macht ihr hier?«, zischte Willi. »Verschwindet! Ihr bringt uns alle in Gefahr!«

»Wir wollen helfen«, erklärte Charlotte.

»Ihr helft uns am meisten, wenn ihr geht.«

Frieda nickte. Doch bevor sie davoneilte, schnappte sie sich einen der Farbeimer samt Pinsel.

Willi stöhnte auf. »Dann seid um Himmels willen vorsichtig«, flüsterte er Charlotte zu. »Und jetzt geh zu deiner Schwester, bevor sie uns hier erwischen.«

Charlotte rannte davon und folgte ihrer Schwester in eine dunkle Nebenstraße, wo sie sich versteckten. »Und was machen wir jetzt?«, flüsterte sie.

»Wir malen die Stadt an«, erklärte Frieda feierlich. »Du hältst Ausschau, ob jemand kommt und ich schreibe.«

»Georg wird uns umbringen, wenn er davon erfährt.« Charlotte folgte ihrer Schwester. »Beeilen wir uns.«

Frieda trat auf eine Hauptstraße und tauchte den Pinsel in den Eimer, während Charlotte fieberhaft die Straße absuchte.

Alles lag ruhig da. Auch in den Fenstern brannte kein Licht. Sie gab ihrer Schwester ein Zeichen und diese begann zu schreiben.

Ein leises Rascheln ließ sie herumfahren. Es war jedoch nur der Wind, der eine Papiertüte durch die Straßen trieb.

Innerhalb von nur zwanzig Sekunden hatte Frieda das Wort ›*Freiheit*‹ auf die Fassade gepinselt.

An einer anderen Hauptverkehrsader malte Frieda ebenfalls die Worte ›*Nieder mit Hitler*‹ an eine Hauswand. Sogar in der Finsternis der Nacht stachen die Buchstaben mahnend hervor.

Georg würde sie nie mehr aus dem Haus lassen, wenn er erfuhr, was sie getan hatten. Er wollte sie immer beschützen und am liebsten wäre es ihm, wenn sie sich gar nicht am Widerstand beteiligen würde. Charlotte liebte ihn. Sehr. Und sie erfüllte ihm jeden Wunsch. Doch hier konnte sie nicht tatenlos zusehen.

»Komm«, flüsterte Frieda und eilte zwei Straßen weiter, wo sie den leeren Farbeimer mitsamt Pinsel in den Schwabinger Bach warf. »Und jetzt nichts wie nach Hause.«

~~~

Charlottes innerer Druck fiel erst von ihr ab, als sie vor ihrem Elternhaus stand. Auch Frieda seufzte auf. Sie schloss die Haustür auf und die beiden traten in den Flur, wo sie leise ihre Jacken auszogen und an die Garderobe hingen.

»Wo wart ihr?«, drang eine Stimme in den Vorraum.

Die Schwestern zuckten gleichzeitig zusammen. Dann gingen sie zögernd in das spärlich beleuchtete Wohnzimmer. Dort saß ihr Vater und musterte sie niedergeschlagen.

»Dasselbe wollte ich eben fragen«, sagte Georg, der am Fenster stand und Charlotte vorwurfsvoll ansah.

»Besser, du weißt es nicht, Papa«, erklärte sie.

»Aber ich habe ein Recht, es zu erfahren«, widersprach Georg ungehalten, was Charlotte mit einem Stirnrunzeln kommentierte.

Ihr Vater blickte von seinem Sessel zu seinen Töchtern auf. »Ich komme hier jedes Mal um vor Sorge um euch!«

»Papa, wir sind vorsichtig. Versprochen«, sagte Frieda.

Charlotte ging zu ihrem Vater und sank vor ihm auf die Knie. »Gott wird uns helfen. Auch wenn die ganze Welt unser Volk hassen wird, für das, was wir zugelassen haben.« Sie sah zu Georg und bat ihn aus flehenden Augen zu schweigen. Charlotte würde später mit ihm sprechen.

Ihr Vater spielte mit der Taschenuhr, die er von seiner verstorbenen Frau zur Hochzeit bekommen hatte. Er reichte sie ihr. »Ich will euch etwas schenken. Sie soll euch Glück bringen, wie sie einst mir Glück gebracht hat.«

Charlotte nahm sie in die Hand und strich über den gravierten Deckel. Ihre Mutter hatte immer gesagt, Vater würde aus dem Krieg zurückkehren, solange er die Uhr bei sich trage. Sie hatte recht behalten, auch wenn er nicht ganz unversehrt geblieben war. Eine Handgranate hatte ihm vergangenes Jahr das rechte Bein beinahe zerfetzt und die Bilder der ausgemergelten polnischen Zwangsarbeiter, der Massenhinrichtungen und das Elend, das im Warschauer Ghetto herrschte, hatten sich tief in seine Seele gegraben. Der frühere Patriot war zurückgekehrt, gerade noch rechtzeitig, um seine Frau nochmals in die Arme zu schließen, bevor sie an einer Lungenentzündung starb.

Ab da begann sein Kampf gegen das Naziregime. Er sprach über das grausame Morden, und das nicht nur in seiner Familie, sondern auch mit seinen Freunden. Diese Berichte hatten Charlotte und Frieda aufgerüttelt und sie in den Widerstand getrieben, an dem ihr Vater nicht mehr selbst aktiv teilnehmen konnte.

Charlotte kannte den eingravierten Satz. Der Spruch hatte ihr schon immer Hoffnung geschenkt. *Unüberwindbar scheint die Zeit*, stand auf dem Deckel. Und es schien ihr, als würde die Zeit in diesen schrecklichen Tagen tatsächlich stillstehen. Sie klappte die Uhr auf und eine zarte Melodie erklang. Sie strich mit dem Daumen zärtlich über die Innenseite des Deckels. »Doch stärker ist die Liebe«, flüsterte sie und lächelte. Dieses Lied würde sie auf ewig an ihren Vater erinnern.

Frieda setzte sich zu ihrem Vater auf die Sessellehne. »Danke Papa, aber das können wir nicht annehmen. Wir wissen doch, wie viel dir die Uhr bedeutet.«

»Nehmt sie trotzdem. Sie hat mich nach Hause gebracht und ...«, sagte ihr Vater. »... geht keine unnötigen Risiken ein. Ihr befindet euch im Krieg gegen eure eigenen Landsleute.«

Frieda küsste ihren Vater auf die Wange. »Wir werden immer vorsichtig sein.«

Er nickte. »Ich gehe schlafen, und das solltet ihr auch tun.«

Frieda half ihrem Vater aus dem Sessel und die beiden verließen den Raum. Unterdessen steckte Charlotte die Uhr in ihre Tasche.

Sie sah in Georgs verärgertes Gesicht. Sein dunkelblondes Haar stand ihm vom Kopf ab. Er hatte sich gesorgt. Denn nur, wenn er nervös war, fuhr er sich unbewusst mit der Hand durch sein Haar. Charlotte ging zu Georg und schloss ihren Geliebten in die Arme. »Du musst mich verstehen. Ich kann nicht nur tatenlos herumsitzen und warten, bis alles vorüber ist.«

»Ich weiß«, flüsterte Georg in ihr dunkles Haar. »Trotzdem wäre es mir lieb, wenn du mich künftig in deine Pläne einweihen würdest.«

Sie rückte ein wenig von ihm ab. »Tust du das immer?«

Georg seufzte. »Ich kann nicht, und das weißt du.«

Charlotte sah ihm fest in die Augen und schwieg.

»Lass uns nicht streiten, in Ordnung?« Er zog sie an sich und küsste sie.

Charlotte erwiderte den Kuss und sofort legte sich die Anspannung zwischen ihnen.

Georg liebte sie. Und sie ahnte, dass Georg mehr tat, als er zugab. Er wollte sie schonen, ihr keinen weiteren Kummer bereiten und sie ließ ihn gewähren. Jede Tat zählte – egal wie klein sie war.

»Wir haben morgen viel vor«, flüsterte sie. Es war Zeit, die wenigen Stunden gemeinsam zu genießen. »Lass uns auch schlafen gehen.«

## 2

In der darauf folgenden Nacht versammelten sich alle am Treffpunkt, um neue Flugblätter in Empfang zu nehmen. Charlotte und Georg zogen gemeinsam los. Frieda schloss sich Willi an. Zum Abschied drückte Charlotte ihre Schwester fest an sich. »Pass auf dich auf.« Sie wollte ihr die Taschenuhr geben, doch Frieda schüttelte den Kopf.

»Ihr seid das verliebte Pärchen, also bleibt die Uhr bei euch.«

Charlotte schluckte und drückte Frieda nochmals an sich. »Mach aber keine Dummheiten.« Sie kannte ihre risikobereite Schwester.

»Ich bin mit Willi unterwegs. Was soll schon geschehen?«

Charlotte nickte ernst. Frieda schwärmte schon lange für Willi und versuchte stets, ihn zu beeindrucken. Charlotte wünschte, es wäre nicht so. Doch was konnte sie dagegen ausrichten?

Nach vier Stunden hatten Charlotte und Georg die Flugblätter ausgelegt. Gemeinsam eilten sie zu ihrem Vater nach Hause.

»Ist Frieda schon zurück?«

»Nein. Ihr seid die ersten«, antwortete ihr Vater und zeigte auf die Teekanne. »Er ist dünn, aber er wird euch trotzdem wärmen.«

»Das wird er. Danke.« Georg schenkte ein und setzte sich zu Charlottes Vater. »Der Widerstand wächst. Auch in Österreich und Italien.«

»Hoffentlich gerätst du nicht zwischen die Fronten. Du weißt, ich wünsche mir Enkelkinder.«

»Im Moment ist es besser, wenn wir nicht heiraten, Papa«, erklärte Charlotte betrübt. Sie hätte Georg liebend gerne geheiratet, doch sie waren beide überzeugt, eine Heirat würde sie in noch größere Gefahr bringen, sollte einer von ihnen irgendwann doch gefasst werden. Sie kuschelte sich an Georgs Brust und schlief ein, als es draußen bereits dämmerte.

Kurze Zeit später flog die Haustür auf und Charlotte schrak vom Sofa hoch. Sie lag immer noch dort in eine Wolldecke gehüllt. Georg stürmte aus der Küche in den Hausflur, ihr Vater humpelte auf seinen Gehstöcken hinterher.

Bernd stand tränenüberströmt im Türrahmen. »Die Gestapo hat die Geschwister Scholl festgenommen! In der Uni. Sophie und Hans haben die letzten Flugblätter ausgelegt und der Schmid hat sie entdeckt und festgehalten. Sie sind nun im Wittelsbacher Palais.«

Charlotte schlug sich die Hand vor den Mund. »Sag, dass das nicht wahr ist!«

Georg sah seinen Freund Bernd eindringlich an. »Haben sie sonst noch jemanden erwischt?«

»Keine Ahnung.« Bernd rieb sich über die Stirn. »Aber es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie noch mehr von uns abholen.«

Georg seufzte. »Wir wissen, was das bedeutet.«

»Wo steckt Frieda?« Charlottes Augen füllten sich mit Tränen. »Wo ist sie?«

Georg gab ihr einen Kuss. »Ich werde sie suchen. Pack deine Sachen. Ich bin bald zurück.«

»Gib auf dich acht!« Charlotte schluckte schwer und ließ ihren Geliebten ziehen. Die Geschwister Scholl würden nicht mal unter Folter jemanden verraten, doch die Gestapo fragte nicht lange nach, bevor sie jemanden verhaftete. Da reichte es aus, wenn auch nur die Vermutung im Raum stand, dass man Hans oder Sophie kannte.

Charlotte eilte in ihr Schlafzimmer, warf ein paar Kleidungsstücke in einen Koffer und stellte ihn neben das Bett. Als sie zurückkehrte, saß ihr Vater reglos im Wohnzimmer. »Wir müssen uns beeilen, Papa.«

»Ich komme nicht mit, egal wohin ihr geht. Das hier ist mein Zuhause«, sagte er mit fester Stimme. Dann zeigte er auf seinen Stumpf. »Mit mir würdet ihr ohnehin nicht weit kommen.«

Sie eilte zu ihm und warf sich in seine Arme. »Aber du musst mitkommen«, flehte sie.

Zärtlich strich er über ihr Haar, so wie er es früher immer getan hatte, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war. »Der Krieg wird irgendwann enden. Verloren ist er bereits. Ich werde hier auf euch warten.«

Charlotte schaute auf und begegnete dem liebevollen Blick ihres Vaters. Sein Gesicht wirkte um Jahre gealtert.

Ihr Vater schluckte hart. »Geh! Pack die Sachen deiner Schwester zusammen. Und vergiss die Uhr nicht.«

~~~

Als Georg zurückkehrte, war sein Gesicht verzerrt vor Angst und Entsetzen. »Sie haben Willi, Christoph, Alexander und Kurt abgeholt, vermutlich noch mehr. Bei Willi war ein junges Mädchen. Die Beschreibung passt auf Frieda.«

Charlotte stand wie versteinert im Raum. Tränen liefen ihr über die Wangen, während sie am ganzen Körper zitterte.

»Es tut mir so leid.« Georgs Stimme bebte, als er zu ihr trat.

»Was werden sie jetzt mit ihr machen?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Georg betrübt. »Aber es wird nicht mehr lange dauern, bis sie hier sein werden. Wir müssen weg, Charlotte.«

Energisch schüttelte sie den Kopf. Das war nicht der Plan. Frieda sollte bei ihnen sein. Sie würde ihre Schwester nicht zurücklassen.

Da schaltete sich ihr Vater ein und schüttelte sie grob. »Geh!«, befahl er. »Ich kümmere mich um Frieda.«

Georg umfasste Charlottes Gesicht, damit sie ihn ansah. »Wir können hier nichts tun.«

Charlotte ließ sich von ihm aus dem Haus ziehen, wo ein Wagen auf sie wartete. Sie stieg ein und blickte sich noch ein letztes Mal nach ihrem Vater um.

»Ich bring sie dir bald wieder«, schwor Georg zum Abschied, drückte den alten Mann an sich, ungeachtet dessen, dass dieser sich mit seinen Krücken kaum aufrecht halten konnte, und eilte davon.

3

Italien, Turin, 3 Wochen später ...

Mario versteckte sie auf seinem Hof. Georg hatte Mario in Österreich kennengelernt und ihm bei einer Versammlung von den Aktionen der *Weißten Rose* erzählt. Mario hatte angeboten, ihm im Notfall zu helfen, sollte er aus Deutschland fliehen müssen, denn er selbst war Mitglied der *Giustizia e Libertà*, die ebenfalls für Gleichheit und Freiheit in Italien kämpfte.

Die gut organisierte Flucht hatte Charlotte überrascht. Sie war offenbar schon lange geplant gewesen.

»Denkst du, ich würde aufgeben?«, hatte Georg sie auf der abenteuerlichen Reise nach Italien gefragt. »Kämpfen will ich und das kann ich in Turin genauso wie in München. Nur dich wollte ich immer in Sicherheit wissen.«

Charlotte hatte nur genickt. Sie hatte noch immer Zweifel an der Flucht. Es vermittelte ihr das Gefühl, ihre Schwester im Stich gelassen zu haben. Auch wenn sie Friedas Stimme hörte, wie sie ihre Schwester wegen dieses Gedankens auslachte. Was sollte es bringen, wenn sie selbst in der Nachbarzelle säße? Damit wäre keinem geholfen.

~~~

An diesem Tag kam Georg mit schlechten Nachrichten zu ihr. Sie erkannte es bereits an den tiefen Falten, die immer dann auf seine Stirn traten, wenn ihn etwas bedrückte. »Es gibt Neuigkeiten aus München.« In Zeiten wie diesen gab es keine Möglichkeit, Informationen schonend zu überbringen. Deshalb sprach er mit eisiger Stimme weiter: »Der Prozess von Hans und Sophie hat vier Tage nach ihrer Verhaftung stattgefunden.« Georg rang mit seiner Fassung. »Unglücklicherweise stand sogar Christoph Probst mit vor Gericht. Hans hat ein von ihm handgeschriebenes Dokument für ein weiteres Flugblatt bei seiner Verhaftung bei sich getragen.«

Charlotte hatte immer noch auf ein mildes Urteil gehofft, Georg war jedoch davon überzeugt gewesen, dass man sie zum Tode verurteilen würde. Eventuell ließen sie Gnade für Christoph walten, meinte er, da dieser Familie und drei kleine Kinder hatte. Doch auch da war er sich unsicher gewesen.

Trotzdem hatten sie die Hoffnung nicht aufgegeben. Aber nun war ihre schlimmste Befürchtung Gewissheit geworden.

Georg stand mit herabhängenden Armen vor ihr. Er war kreidebleich. »Die Verhandlung dauerte nur wenige Stunden. Alle drei wurden wegen Feindbegünstigung, Vorbereitung zum Hochverrat und Wehrkraftzersetzung zum Tode durch das Fallbeil verurteilt. Das Urteil wurde noch am selben Nachmittag vollstreckt.« Seine Augen blickten sie stumpf an. »Sie sind tot, Charlotte. Sie haben sie einfach umgebracht.«

Charlotte keuchte erstickt auf. »Oh mein Gott!«

Und wenn sie nun alle Inhaftierten umbrächten? So sehr Charlotte sich um Frieda gesorgt hatte, sie war immer davon überzeugt gewesen, ihr würde nur eine Haftstrafe drohen. Aber was, wenn sie sich irrte? Der Gedanke daran, auch ihre Schwester nie wiederzusehen, brachte sie in dieser Scheune, in der sie nun lebten, beinahe um den Verstand.

»Sie wollten ein Exempel statuieren und das haben sie getan.« Georg atmete tief durch, als versuchte er, den Schmerz über den Verlust seiner Freunde abzuschütteln. Dann legte er sich zu ihr auf die Matratze und nahm sie in den Arm. »Frieda wird bestimmt nichts passieren.«

»Nichts passieren?«, schrie Charlotte. »Wie kannst du nur glauben, diese Bestien würden bei ihr gnädiger sein? Was haben Hans und Sophie schon getan? Ein paar Flugblätter verteilt! Und Christopher? Ein handgekritzelter Zettel hat ihn aufs Schafott gebracht! Sie werden sie alle töten!«

Er wiegte sie zärtlich hin und her. »Frieda lebt und dein Vater steht ihr bei. Es geht ihr gut.«

»Noch«, presste Charlotte zwischen zwei Schluchzern hervor. »Dieser elende Krieg. Wenn er doch nur endlich zu Ende wäre ...«

»Das wird er bald sein. Die Alliierten werden in wenigen Wochen in Italien landen. Die Meldungen sind eindeutig. Bis dahin müssen wir stark sein, kämpfen und uns verstecken.« Georg sah sich in der Scheune um. »Solange wir hier sind und nur nachts rausgehen, sind wir sicher.«

Charlotte schmiegte sich noch enger an Georg und schloss die Augen. Für einen kurzen Moment fühlte sie sich in seiner starken Umarmung sicher und beschützt.

»Ich bin schwanger«, flüsterte sie.

Georg drehte sie zu sich, damit er ihr in die Augen sehen konnte. Ein glückliches Lächeln breitete sich in seinem Gesicht aus.

Charlotte blickte traurig zu ihm auf. »Der Moment ist falsch, aber das ist er schon seit Jahren. Wir konnten in Deutschland nicht heiraten und hier können wir es auch nicht«, erklärte sie. »Trotzdem freue ich mich darauf. Neues Leben. Nicht nur Tod und Verderben. Ein kleines Zeichen der Hoffnung auf ein normales Leben.«

»Das wir bald haben werden«, ergänzte Georg entschieden und küsste sie. »Und wir werden heiraten. Sobald der Krieg vorbei ist, können wir alles tun, was wir wollen.«

Charlotte lächelte. Es war schön, sich in eine glückliche Zukunft zu träumen. Die Realität schien ihr so unwirklich, hart und grausam. »Ja, und Frieda wird mit uns feiern, während mich Vater zum Alter begleitet.«

»Wir werden ein tolles Fest haben. Mit Würstchen, frischem Brot und Bier. Und du wirst in deinem Brautkleid himmlisch aussehen.«

Pläneschmiedend und sich aneinanderkuschelnd verbrachten sie die Nacht, bis sie beide erschöpft auf der Strohmatten einschliefen.

#### 4

Zwei Monate lebten sie nun schon in dieser Scheune. Tagsüber schliefen sie, nachts wagten sie sich nach draußen und meist aßen sie auch nur während der Dunkelheit, weil es zu auffällig gewesen wäre, ihnen das Essen in ihr Versteck zu bringen. Marios Frau Angelina schmuggelte tagsüber manchmal Milch zu ihnen, seitdem sie wusste, dass Charlotte schwanger war.

Vor einigen Tagen kam die Nachricht, Frieda sei zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt worden. Ihren Willi hatten sie schon vor Wochen hingerichtet. Frieda hatte Glück gehabt. Sie war nur als Mitläuferin eingestuft worden, was ihr das Leben rettete.

Charlotte grübelte über ihre Schwester nach. Wie es ihr wohl erging? Und ob sie wusste, dass sie und Georg in Sicherheit waren?

Es blieb ihr nicht verborgen, wie sehr es Georg belastete, tatenlos herumzusitzen. Doch die deutschen Besatzer waren überall und hätte ihn jemand als Deutschen erkannt, wäre er als Deserteur direkt erschossen worden, ohne nachzufragen, ob er überhaupt Soldat war.

Manchmal half Georg seinen italienischen Freunden, den Ablauf der deutschen Truppen zu stören, doch es waren nur wenige Einsätze. Die italienische Widerstandsgruppe um Mario war zu schlecht ausgerüstet, um wirklich viel ausrichten zu können – bis zu jenem Tag, als Mario sich tagsüber in die Hütte schlich und Georg weckte.

Weil Georg Charlotte aus seinen Männerangelegenheiten heraushalten wollte, stellte sie sich schlafend. Auch wenn es ein fürchterliches Kauderwelsch aus Deutsch und Italienisch war, erfuhr sie, dass die Gruppe an Sprengstoff

gekommen war. Sie wollten die Brücke zu einem Bergdorf in die Luft jagen, um ein weiteres Vordringen in die Berge zu erschweren, wenn sie es schon nicht verhindern konnten.

Georg war davon ganz begeistert.

So begeistert, dass sich Charlotte nicht länger schlafend stellen konnte. »Du gehst nicht!«

Er sah sie verwundert an. »Natürlich helfe ich.«

»Was hast du schon für eine Ahnung von Sprengstoff«, sagte sie leise, wenn sie auch am liebsten laut geschrien hätte.

»Jede Hand zählt und das weißt du.«

Ja, das wusste sie und sie wusste auch, er würde sich nicht von ihr abhalten lassen. Wenn Marios Frau es durchstand, musste sie es auch aushalten. Dennoch hatte sie ein schlechtes Gefühl bei der Sache. Georg verstand seine Mitstreiter kaum. Das wenige Italienisch, das sie hier gelernt hatten, reichte nicht aus, um sich wirklich verständlich zu machen. Und außer Mario sprach niemand von ihnen ein Wort Deutsch.

»Morgen Nacht. Ich hol dich ab«, sagte Mario und verließ eilig die Scheune.

»Ich *muss* gehen«, sagte Georg und zog Charlotte in seine Arme.

»Ich weiß«, flüsterte Charlotte. »Ob deutscher oder italienischer Faschist. Sie würden uns beide zu Grunde richten.« Dann seufzte sie. »Ich wünschte nur, ich könnte auch etwas tun. Ich laufe hier im Kreis, obwohl ich Angelina helfen sollte.«

»Du kannst nicht ins Haus.«

»Dessen bin ich mir bewusst«, lenkte sie ein. Dennoch sehnte sie sich danach, eine Aufgabe zu haben. Es schien ihr unmöglich, die ganze Zeit hier auszuharren und zu warten, bis der Krieg vorüberging. Das konnte noch Jahre dauern.

»Bald werden die Amerikaner kommen und uns unterstützen«, versuchte er ihr Mut zu machen. »Sie werden uns mit Waffen helfen und dann können wir die Arme zurückschlagen.«

»Das sind teilweise unsere Jungs. Und nicht alle sind freiwillig hier.«

»Ich werde ja nur helfen, eine Brücke zu sprengen.«

Charlotte setzte sich auf. »Morgen schon, aber irgendwann wirst du schießen müssen, wenn du dich ihnen anschließt.«

Georg räusperte sich. »Wäre es dir lieber, ich sitze hier neben dir und warte, bis mich ein deutscher Soldat erschießt, weil er den Befehl dazu bekommt?«

Georg hatte recht. Das würde jeder Soldat tun, der nicht selbst lebensmüde war. Sie sah ihn an und ihr Blick sagte mehr, als alle Worte.

»Hab nur noch ein wenig Geduld«, bat er. »Und denke immer daran, was wir vereinbart haben. Du hast dunkles Haar, und wenn sie dich hier finden, könntest du auch als stumme Italienerin durchgehen.«

Charlotte nickte und schmiegte sich an ihn. Sie wollte nicht streiten. Er würde gehen und er würde wiederkommen.

Plötzlich rückte sie von ihm ab und suchte in ihrem Koffer nach der Taschenuhr. »Hier. Sie soll dich schützen.«

Georg strich über den Deckel. »Unsere Liebe ist stärker, als der Krieg. Unsere Zeit wird kommen.« Dann lächelte er. »Und du gibst mir einen Talisman, den ich nicht öffnen darf.«

Charlotte legte ihre Hände auf die seinen und begann leise die Melodie zu summen. Unzählige Male schon hatte sie die Uhr öffnen wollen und es doch nicht gewagt. Die metallischen Klänge würden zu weit zu hören sein, aber sie wollte diesen Moment mit Georg genießen.

»Sie wird immer ihren Weg zu dir zurückfinden«, erklärte er, steckte die Uhr in seine Hosentasche und küsste sie aufs Haar. »Genau wie ich.«

Georg schlich mit Mario unter die Brücke. Im Schutz der Dunkelheit und der Büsche tasteten sie sich langsam voran. Zwei Partisanen kümmerten sich um die Brückenpfeiler auf der anderen Seite der Böschung. An jedem Pfeiler brachten sie Dynamitstangen an. Ein weiterer Rebell sorgte dafür, dass sich die lange Verbindungsschnur nicht im



Gebüsch verfang. Die Brücke bei Moncalieri führte über einen steilen Abhang. Die Zerstörung war notwendig. Nur so konnten sie verhindern, dass die deutschen Truppen noch schneller voranschritten.

Georg arbeitete ruhig und konzentriert. Er war es inzwischen gewohnt, gefährliche Aktionen durchzuführen. Charlotte wusste meist nichts davon, und das war auch gut so. Sie hätte sich nur unnötige Sorgen gemacht.

Dieses Mal war es jedoch unmöglich gewesen, es vor ihr zu verheimlichen. Die Tränen, die in ihren Augen geschimmert hatten, als er ging, schnitten ihm immer noch ins Herz. Es würde seine letzte Aktion sein. Er durfte Charlotte während ihrer Schwangerschaft nicht weiter aufregen. Sie machte schon genug durch und sicherlich würde es dem Kind schaden. Aber er hatte Mario zugesichert, zu helfen, und zu seinem Wort stand er.

Geschickt verknötete er die letzte Sprengladung und sah zu Mario. »Das sollte ausreichen, um die Brücke zum Einsturz zu bringen.«

»Es muss, wir haben nicht mehr«, flüsterte Mario zurück.

Inzwischen verstand er Mario recht gut.

Von der anderen Seite tauchte ein schwaches Lichtzeichen auf. Es war das Signal in fünf Minuten zu zünden. Mario trug die Zündschnur mit sich und sie entfernten sich vorsichtig. Nun durfte nichts mehr schiefgehen. Georg sah sich um.

Alles schien ruhig. Keine Patrouille weit und breit.

In einer Stunde wäre er zurück bei Charlotte – und er würde sie nie mehr verlassen.

Plötzlich blieb Mario stehen.

»Sind wir weit genug weg?«, fragte Georg flüsternd.

Mario zuckte die Schultern. »Muss reichen. Schnur aus.«

Georg holte die Streichhölzer aus der Hosentasche. Er riss eines an, doch es ging aus, als er die Zündschnur entfachen wollte. Mario schützte das zweite mit seiner freien Hand. Die Flamme erhellte sein Gesicht. Schnell duckte er sich weg, bis die Lunte brannte.

»Geschafft«, flüsterte Georg und trat einen Schritt zurück.

Da durchzuckte ein heftiger Schmerz seine Brust. Er riss ihn zu Boden, noch bevor er den Knall hörte, der durch die stille Nacht peitschte. War die Brücke hochgegangen? War er von einem herumfliegenden Trümmerteil getroffen worden?

Mit zittrigen Fingern fasste Georg sich an die Brust. Blut quoll hervor. Er keuchte. »Jemand hat auf mich geschossen.«

»Cazzo!« Mario kauerte sich neben ihm. Seine weiteren Flüche wurden von einer Reihe Detonationen verschluckt.

Georg verlor beinahe das Bewusstsein. Er spürte kaum, wie Mario ihn packte und in das angrenzende Waldstück schleifte. Bald dröhnte ein ohrenbetäubendes Donnern durch die Nacht. Eine Staubwolke hüllte sie ein.

Das Dynamit hatte die Brücke zum Einsturz gebracht. Aber Georg spürte keine Freude über den Erfolg der Mission, nur Schmerz.

Charlotte.

Er wollte zu Charlotte.

Der Gedanke an sie verlieh ihm neue Kraft und er half Mario so gut er konnte, um aus der Gefahrenzone zu verschwinden. Es war nicht genug. Georg fühlte, wie das Leben mit jedem Tropfen Blut aus ihm herausfloss.

»Mario«, presste er mühsam hervor.

Sein Freund sah ihn an. Er verstand, nickte und setzte ihn an einem kräftigen Baumstamm ab. Georg lehnte sich dagegen.

Mario hielt seine Hand. »Du wirst es schaffen.«

Georg schüttelte den Kopf. »Man hat dich gesehen. Flieh! Lass mich zurück. Ich werde ...« Er sprach die Worte nicht aus. Es war unnötig.

Mit letzter Kraft zog er die Uhr aus seiner Hosentasche. »Versuche, sie irgendwann an Charlotte zurückzugeben. Und jetzt verschwinde! Schnell!« Der Schein der kleinen Flamme hatte ausgereicht, um sein Gesicht deutlich zu erkennen. Mario konnte nicht nach Hause. Das war beiden klar. Sonst würde er Angelina und Charlotte in Gefahr bringen.

»Ich kann dich doch nicht zurücklassen«, flüsterte Mario und starrte auf die silberne Taschenuhr.

»Hau schon ab!«, befahl Georg mit fester Stimme. »Du kannst es noch schaffen.«

Trauer und Hilflosigkeit verzerrten Marios Gesicht, bevor er ergeben nickte. »Danke, mein Freund«, krächzte er. Dann drehte er sich um und lief in den Wald.

Georg atmete rasselnd aus, bevor er tiefer zu Boden sank und die Augen schloss.

Im Geiste sah er Charlotte vor sich, wie sie auf ihn zukam, ihn anlächelte und umarmte, um ihm anschließend einen Kuss zu geben. Auch wenn das Bild nicht real war, tröstete es ihn doch, ihre Nähe zu spüren.

Mit etwas Glück würde die Taschenuhr irgendwann zu ihr zurückfinden und sie stets an die Liebe erinnern, die ihm den Abschied von der Welt an diesem Tag wenigstens ein bisschen erleichterte.

## ~ Joleen Carter ~

### 6

*Italien, Positano, 1955 ~ Zwölf Jahre später ...*

Laut knatterte das Moped in Pauls Ohren, als er die letzte Serpentine nahm. Er war sich sicher, dass er spätestens bei seiner Ankunft in Süditalien taub sein würde. Sein Hintern war es jedenfalls schon seit Stunden. Was für eine absurde Idee, der er da erlegen war: Urlaub machen! Nie zuvor hatte er Urlaub gemacht. Niemand, den er kannte, hatte das bisher. Da war der Krieg gewesen. Danach lag alles in Schutt und Asche. Und während er mit den anderen Kindern in den Trümmern spielte, beschäftigten sich die Frauen damit, daraus zu bergen, was zu retten war. Vor allem Mauersteine, aus denen inzwischen zum Glück neue Häuser entstanden waren.

Auch die Väter waren nach und nach von der Front und später aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt. Die meisten als Invaliden. Wer nicht unter körperlichen Beeinträchtigungen litt, der wurde von seinen Kriegstraumata verfolgt.

Paul bremste vor der nächsten Kurve ab, bevor er erneut Gas gab. Sein Vater war gar nicht zurückgekommen. Lange hatten Paul und seine Mutter Lisbeth gewartet, doch mit den Jahren verblasste das Bild, und schließlich verliebte sie sich neu. Als Wilhelm Meisner 1953 dann offiziell für tot erklärt wurde, heiratete sie ihre neue Liebe. Rudolf war zwölf Jahre älter als Pauls Mutter: ein reicher deutscher Unternehmer, der gerade im Begriff gewesen war, sich in München niederzulassen. Paul lächelte wehmütig, als er an die Zeit zurückdachte. War er zunächst noch wütend, ja geradezu eifersüchtig gewesen, so hatte er schließlich nicht mehr übersehen können, wie seine zuvor müde, graue Mutter zu neuem Leben erblühte. Rudolf kaufte ein Haus für sie alle, trug seine Frau auf Händen und war auch Paul stets ein guter Ersatzvater. Der Krieg war lang vorüber. Die Läden wieder voller Waren. Man wollte nur noch vergessen. Alle wollten das, auch er, aber ...

Paul riss sich von seinen Gedanken los und ließ den Blick über die Landschaft schweifen. Seltsam karg, steinig und mit zaghaftem Grün durchzogen, erschien ihm diese Gegend fremd. So fremd, wie er sich zuhause immer häufiger fühlte. Als würde er nicht wirklich dazugehören. Aber hatte er das je? Vage zuckte Paul mit den Schultern. Er wusste keine Antwort.

Eines stand jedoch fest: Ihm selbst war es nicht so leicht gefallen, das Erlebte zu vergessen, wie offenbar den anderen um ihn herum. Zwar konnte er sich an die ersten Jahre seiner Kindheit nicht erinnern, doch als der Krieg kurz nach seinem siebten Geburtstag endete, hatte er schon mehr gesehen, als so ein junges Leben eigentlich ertragen konnte.

Kurz danach folgte die Einschulung, da war er bereits acht. Vorher gab es keine Schule in seiner Nähe. Deshalb machte er sein Abitur auch erst mit zwanzig Jahren. Das war kein Drama, vielen seiner Altersklasse erging es so.

Paul blickte auf die Kraftstoffanzeige seines Mopeds. Der Pfeil senkte sich gefährlich gegen Null. Bald würde er sich eine Tankstelle suchen müssen.

Seit seinem Abitur waren mehrere Jahre ins Land gezogen. Sieben, um genau zu sein. Er war inzwischen siebenundzwanzig. Und was hatte er erreicht? Er hangelte sich von Job zu Job, half mal hier mal dort aus, und verdiente so zumindest genug, um sich mit seinen Kumpel zu treffen, oder mal ein Mädchen ins Lichtspielhaus, das man inzwischen Kino nannte, auszuführen. Gelegentlich kaufte er sich ein Buch oder eine Zeitung. Und seit Rudolf ihm zum letzten Geburtstag das nagelneue NSU-Moped geschenkt hatte, brauchte er auch noch Geld, um die Maschine zu betanken. Alles in allem ein lockeres Leben.

Paul runzelte die Stirn. Aber war er glücklich? Irgendetwas fehlte ihm. Wenn er doch nur gewusst hätte, was! Seine Mutter riet ihm, sich endlich darüber klar zu werden, was beruflich aus ihm werden sollte. In seinem jetzigen Zustand könne er ja nicht einmal eine Familie gründen und ein eigenes Haus bauen, geschweige denn eine eigene Wohnung finanzieren. Unmissverständlich machte sie ihm klar, dass dies von einem Mann erwartet wurde. Und solange er diesem Bild nicht entsprach, würde er auch kein anständiges Mädchen kennenlernen.

Diese Sätze allerdings waren für Pauls ohnehin angeschlagenes Selbstwertgefühl nicht gerade förderlich. Wie vielen jungen Männern seiner vaterlosen Generation, fehlte es auch ihm irgendwie an Perspektiven. Möglicherweise verstand Rudolf ihn besser, denn letztendlich war er es gewesen, der Paul zu dieser Urlaubsreise überredete.

Paul richtete sich auf seinem Moped auf. In einigen hundert Metern Entfernung wurde eine Tankstelle sichtbar. Höchste Zeit – sein Moped fuhr fast nur noch mit heißer Luft.

~~~

Paul hatte das vollgetankte Moped abgestellt und genoss das Gefühl, seinen tauben Hintern langsam wieder zu spüren. Angelehnt an die Maschine wickelte er eines der Brote aus, die seine Mutter für ihn als Reiseproviand geschmiert hatte. Mettwurst. Herzhaft biss er hinein und musste innerlich lächeln. Der Geschmack erinnerte ihn an den Abend mit seinen Eltern, an dem die Entscheidung fiel, dass er Urlaub machen sollte.

Gemeinsam hatten sie am Esstisch zu Abend gegessen: Und wie es der Zufall so wollte, gab es ebenfalls Feinbrot mit Mettwurst, dazu saure Gürkchen, halbierte Eier mit Mayonnaise und salzigen Sardellen. Es ging ihnen wirklich gut. Der Hunger seiner Kindheit war längst vergessen. Im Transistorradio trällerte gerade Catarina Valente ihr »Ganz Paris träumt von der Liebe«.

»Siehst du!«, hatte seine Mutter gesagt. »Alle Welt träumt jetzt davon, mal rauszukommen. Und wer weiß, vielleicht findest du ja tatsächlich ein nettes Mädchen, das dir endlich die Flausen aus dem Kopf vertreibt.«

Genervt hatte Paul die Augen verdreht, und war froh gewesen, als das Lied endete, und stattdessen die ohrenfreundlichere Stimme von Frank Sinatra erklang.

»Wie auch immer!«, hatte sich nun auch Rudolf eingemischt. »Ich möchte, dass du mal aus deinem Trott raus kommst. Nimm dein Moped und so viel Zeit, wie du brauchst, und werde dir klar, was du mit deinem Leben anfangen willst. Unabhängig davon, wie deine Entscheidung ausfällt, ich werde dich dabei unterstützen.«

Paul hatte die Tränen in Lisbeth Bergheimers Augen glänzen gesehen, als sie ihren zweiten Mann voller Liebe von der Seite ansah und sich noch ein Gürkchen zwischen die Lippen schob. Und Paul hatte sich gefragt, ob es wohl Tränen der Rührung waren oder mehr die Tatsache, dass die erste Trennung von ihrem Sohn bevorstand. Der Tritt gegen sein Schienbein gab ihm unverzüglich Antwort: Seine Mutter erwartete von ihm, dass er sich augenblicklich für das Angebot bedankte. So war das also. Seine Mutter war froh, ihn loszuwerden. Na, dann konnte er es sich ja tatsächlich für eine Weile in der Ferne gut gehen lassen. Wer wusste schon, ob er jemals wieder die Gelegenheit bekäme, in Urlaub zu fahren.

Nur, wohin sollte er reisen?

Plötzlich kamen ihm die Werbeplakate an den Litfaßsäulen in den Sinn: bunte Zeichnungen von drallen Mädchen in Badeanzügen an endlosen Stränden, das Meer so blau, wie der Himmel an einem strahlenden Sommertag. Nicht, dass ihm das nicht gefallen hätte, aber er konnte sich absolut nicht vorstellen, an einen derart weit entfernten Ort zu gehen. Weg von seinen Kumpel, von der Stadt, die er wie seine Westentasche kannte.

~~~

Paul hatte sein Wurstbrot aufgegessen. Die Sonne schien warm von einem nahezu wolkenlosen Himmel, und er beschloss, sich noch ein wenig auszuruhen. Er hatte es nicht eilig. Kurz entschlossen ließ er sich einfach auf einem angrenzenden Grünstreifen nieder und lehnte sich am Stamm eines Baumes an. Er schloss die Augen und dachte daran, wie er sich schließlich doch für Italien als Reiseziel entschieden hatte.

Es war ein Samstagnachmittag gewesen, als er nachdenklich in einem der neumodischen Tanzcafés saß und an einer kühlen Coca Cola nippte.

»Wo soll ich nur hinfahren?« Seine Frage war mehr an sich selbst, als an die Runde gerichtet.

»Na du bist mir ja einer!«, donnerte sein dicker Kumpel Karl. Und auch Herbert neben ihm tippte sich an die Stirn.

»Also wenn ich eine Reise geschenkt bekäme, ich würde sofort nach Italien fahren.«

»Oder nach Spanien«, ergänzte Herbert.

»Ich möchte nach Paris«, sagte Ingrid, lehnte sich an Wolfgang, mit dem sie schon seit ein paar Monaten Händchen hielt, und drehte verträumt an einer Strähne ihrer blonden Wasserwelle.

»Ach«, machte Wolfgang. »Kümmert euch nicht drum! Die hat von ihrer Cousine diese Platte von Catarina Valente geschenkt gekriegt. Schrecklich!«

Erbost knuffte Ingrid ihren Freund in die Seite, strahlte ihn aber im selben Moment schon wieder an.

Eine Weile schwiegen alle. Dann hellte sich Ingrids Gesicht auf.

»Ich habe eine Idee.« Sie sprang auf. Euphorisch klatschte sie in die Hände, sodass ihr Petticoat wippte. »Gib mir mal einen Groschen! Dann zeig ich' s euch.«

Der dicke Karl war der Erste, der ein Geldstück aus den Taschen seiner Nietenhose angelte. Lässig ließ er es über den runden Tisch schliddern, wo Ingrid es quietschend auffing. Sie drehte sich mit Schwung um und marschierte mit ihren spitzen Pumps zur Musikbox.

*Sie ist schon eine süße Maus*, dachte Paul bei sich. Leider war Wolfgang schneller gewesen. Und im Gegensatz zu ihm konnte er ihr als Maurermeister auch eine Zukunft bieten.

»Und jetzt pass' auf, Paul!«, rief sie in Richtung der jungen Männer.

Andächtig sahen alle dabei zu, wie sich im Inneren der Musikbox ein Arm in Bewegung setzte, die Reihe der kleinen Schallplatten entlangglitt, sich zielsicher eine herausgriff und sie auf dem Plattenteller platzierte. Umgehend hob sich der Arm mit der Nadel, um kurz darauf sicher auf der ersten Rille der Single zu landen. Es knackte, dann begann die schmachtende Stimme von Rudi Schuricke, voller Sehnsucht von der Insel Capri zu singen: *Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt ...*

»Meine Güte, wie theatralisch!« Paul verdrehte die Augen und die anderen lachten. Nur Wolfgang nicht. Er hatte wohl Angst, von seiner Ingrid Ärger zu bekommen. Jedenfalls ließ er sich von ihr kampflös an der Hand auf die winzige Tanzfläche vor der Musikbox führen. Geduldig ertrugen die Männer das Lied und wirkten beinahe gerührt, als sie dabei zusahen, wie Ingrid sich in Wolfgangs Armen wiegte.

Ein Typ in Jeansjacke und Riesentolle drängelte sich an den beiden vorbei und warf eine weitere Münze ein. Er sah nicht aus, als hätte ihm das Lied so gut gefallen, wie Ingrid. Und so drohten – kaum dass die letzten melancholischen Töne verklungen waren - Bill Haley and his Comets die Lautsprecher zu sprengen.

Als das Pärchen sich wieder zu den anderen an den Tisch gesellt hatte, sahen alle erwartungsvoll auf Paul.

»In Ordnung, in Ordnung!« Ergeben riss er die Arme in die Höhe, sodass sein weißes Hemd über die Muskeln seiner Oberarme nach oben rutschte. »Ich mach es. Ich fahre da runter. Und dann werde ich euch berichten, ob es da wirklich so schön ist, wie der Schuricke gerade gesungen hat. Und dir Ingrid«, er zeigte auf die junge Frau, die ihn sofort anstrahlte, »dir werde ich sogar eine Postkarte schicken.«

»Oh!« Sie bekam ganz rote Wangen. »Das würdest du für mich tun?«

»Aber klar doch! Während dein Zukünftiger schuftet, muss dich ja einer glücklich machen«, sagte Paul lässig, strich die blonde Haartolle in Form und zwinkerte ihr aus seinen hellgrünen Augen zu, woraufhin Wolfgang einen der Zuckerwürfel, die neben seiner Kaffeetasse lagen, nach ihm warf.

~~~

Paul schlug die Augen auf. Allem Anschein nach war er ein wenig eingenickt. Er sah sich um, streckte sich und stand auf. Zeit weiterzufahren.

Paul ging zu seinem Moped hinüber, klappte den Ständer ein, schwang sich auf den Sattel und startete.

Nur vierzehn Tage waren seit diesem Samstagnachmittag mit seinen Freunden vergangen. Zusammen mit Rudolf hatte er sein Moped reisefertig gemacht, und nun befand er sich mit tauben Ohren und steifen Gliedern auf dem Weg nach Capri. Eigentlich nicht direkt nach Capri, denn das war ja eine Insel, wo er mit seinem Moped sicher nicht weit kommen würde. Nein, er hatte mit seiner Mutter zusammen in seinem alten Schulatlas nachgesehen. Positano war sein Ziel: ein kleiner Fischerort, der sich – wenn man den Gerüchten Glauben schenken durfte – zunehmender Beliebtheit erfreute; sogar unter den Filmsternchen aus dem fernen Amerika.

Paul grinste und gab ordentlich Gas. Zwar reiste er nicht aus Amerika an, aber auch München schien ihm mittlerweile unendlich weit entfernt.

~~~

Nachdem Paul die Alpen passiert hatte, ging es endlich geradeaus. Trotzdem gab er nahe einer Stadt namens Bologna für den Tag auf. Er suchte sich mithilfe eines kleinen Reisewörterbuches einen Campingplatz und schlug sein olivgrünes Stoffzelt auf, das Rudolf ihm noch aus alten Militärbeständen besorgt hatte. Es nahm gut die Hälfte seines Gepäcks für sich in Anspruch, doch gerade jetzt war Paul einfach nur froh, es zu haben.

Er breitete seinen Schlafsack aus, aß das letzte der belegten Brote, die seine Mutter ihm mitgegeben hatte und spülte mit einer Flasche Zitronenlimonade nach. Keine fünf Minuten später war er eingeschlafen.

~~~

Pauls Jeans war feucht und schmutzig, als er sie am nächsten Morgen wieder anziehen wollte. Sein schwarzes Oberhemd, dem man den Schmutz glücklicherweise noch nicht ansah, war zerdrückt. Auch wenn Paul sonst großen Wert auf Körperpflege legte, diesmal musste eine flüchtige Reinigung an einem der Waschbecken im öffentlichen Sanitärraum genügen. Da er beim Fahren einen Helm trug, ersparte er sich sogar die Mühe, seine Tolle zu richten.

Nachdem er Zelt und Gepäck wieder verstaut und die Standgebühr entrichtet hatte, gönnte er sich noch einen doppelten Espresso und eins von diesen süßen Hörnchen, die man ihm anbot, bevor er erneut aufbrach, Richtung »Autostrada del Sole«, der Sonnenautobahn. Die machte ihrem Namen schon bald alle Ehre, denn bereits am späten Vormittag brannte sie Paul gnadenlos auf den schwarzen Helm und die Lederjacke, die er trug.

Wieso hatte ihm niemand gesagt, dass die Reise derart lang und beschwerlich werden würde? Bei dem Gedanken, dass er die ganze Strecke auch wieder zurückfahren musste, hätte er heulen mögen. *Was ist eine Urlaubsreise wert, wenn ich danach erst einmal Urlaub brauche?*, dachte er fluchend.

Nichtsdestotrotz war er beeindruckt von diesem fremden Land. Obwohl er die meiste Zeit auf der Autobahn verbrachte, entging ihm nicht, dass die Menschen hier irgendwie entspannter waren, als bei ihm zu Hause. Da wurde weder gedrängelt, noch angegeben, wenn man ein Automobil sein Eigen nannte, und nicht nur ein zweitklassiges Moped, so wie er eines besaß. Da wurde ihm zugewunken, und manchmal – bei geöffnetem Fenster oder Verdeck – vernahm er sogar fröhliche Gesänge in dieser wohlklingenden, fremden Sprache.

~~~

An diesem späten Nachmittag erreichte Paul Rom. Er hatte nicht mehr die Kraft, sich noch ganz ins Zentrum hineinzuwagen. Aber sich überhaupt in der Nähe dieser unglaublich geschichtsträchtigen Stadt zu befinden, weckte Gefühle großer Ehrfurcht in ihm. Vielleicht auf dem Rückweg, sagte er sich, suchte eine Tankstelle und fragte sich dann mit Händen und Füßen nach einem Campingplatz durch. Auch hier war Paul wieder gerührt von der Freundlichkeit, die man ihm trotz seiner Verständigungsprobleme entgegenbrachte.

Paul erfreute sich an seiner ersten richtigen Aussicht auf das Mittelmeer. Leider erwischte er es nur noch in der Abenddämmerung, aber da der Campingplatz sich in unmittelbarer Nähe des Strandes befand, würde er morgen früh vielleicht sogar einen Moment lang seine Füße im Meer baden, bevor er zu seiner letzten Etappe aufbräche.

Auf dem Campinggelände befand sich eine Art Tante-Emma-Laden, der sich *Minimarket* nannte. Dort kaufte Paul ein paar Nahrungsmittel ein, die er für reisetauglich hielt. Dazu drei große Wasserflaschen, von denen er eine für die Nacht vorsah.

Große Freude erfasste ihn auch, als er die wohlklingenden Laute des Campingplatzbesitzers begriff, der mit ausladenden Gesten auf ein Gerät zeigte. Er konnte ein Telegramm versenden. Direkt hier aus Rom. Paul sah seine Mutter förmlich vor sich, wie sie vor Glückseligkeit über eine Nachricht von ihrem einzigen Sohn aus einer so berühmten Stadt laut in Tränen ausbrechen würde. Rudolf würde ihre Hand tätscheln und in Nullkommanichts wäre halb München darüber informiert. *Das sollte es mir allemal wert sein*, dachte Paul, während er ein paar Münzen aus der Hosentasche kramte und sie vor dem Italiener abzählte.

Einsam saß Paul wenig später vor seinem leeren Teller. Auf einer Terrasse mit Meerblick hatte die Frau des Campingplatzbesitzers Nudeln, frischen Fisch mit Salat und noch warmes Brot für die Gäste serviert. Zum Nachttisch hatte Paul sich für ein einfaches Vanilleeis entschieden. Alles andere kannte er nicht. Überhaupt schmeckte es hier ganz anders, als er es von seiner Mutter gewohnt war. Anders, aber keinesfalls schlechter. So fern sein Geldbeutel es zuließ, so beschloss Paul, wollte er in Positano angekommen, gern weitere Gerichte probieren, und sich - wenn möglich - auch die Namen dazu notieren. Wenn er seiner Mutter gut zuredete, hatte sie ja möglicherweise gar nichts dagegen, die Gerichte mal für ihn auszuprobieren.

Es war warm und stickig im Zelt. Ein deutlich spürbarer Beweis für Paul, dass er sich inzwischen weit im Süden befand. Warm wurde es im Sommer auch bei ihm zuhause, nur kühlte die Luft hier bei Rom in der Nacht kaum noch ab, sodass man auch ohne die Sonne keine wirkliche Erleichterung fand.

## 7

Zum allerersten Mal sah Valentina diesen großen ausländischen Mann, als sie ein paar Schritte am Meer entlang machen wollte, um ihren Gedanken nachzuhängen. Sie tat das manchmal, wenn ihre Mutter sie für Besorgungen auf den Markt von Positano schickte. Sie beeilte sich dann stets, die vielen Stufen bis hinunter zum Strand zu schaffen. Die Schuhe und den Einkaufskorb stellte sie meist unter den Arkaden ab.

Das hatte sie auch diesmal getan. Nur traute sie sich jetzt nicht, aus dem Schatten der Arkaden hervorzutreten. Es wäre nichts dabei, hinunter zum Wasser zu laufen und sich die Gischt sanft um die Knöchel spülen zu lassen, dachte sie, wollte aber wegen des Fremden vorerst auf sicherem Posten bleiben.

Der Mann hatte einen breiten Rücken. Sie konnte das Spiel seiner Muskeln beobachten, als er mit den Händen in den Sand griff, ihn aufnahm und staunend wie ein kleines Kind durch die Finger rieseln ließ. Sein Haar war hell, nicht dunkel, wie das der meisten Einwohner Positanos.

Auch Valentinas Haar war dunkel, fast schwarz sogar. In sanften Wellen reichte es ihr beinahe bis zu den Hüften, wenn sie es nicht hochgesteckt trug. Was hätte Valentina darum gegeben, ihr Haar so frisieren zu dürfen, wie die Modelle in den Hochglanzmagazinen es derzeit trugen. Doch ihre Mutter würde sie umbringen, wenn sie ihr Haar abschnitt.

Auch die Kleider waren und blieben ein Wunschtraum. Dabei stand in den Magazinen, dass Italien ein Land der Mode sei. Ganz sicher galt das nicht für das Haus der Familie Mongolfieri. Genau wie ihre Mutter Dorotea und ihre Schwester Teresa, musste auch Valentina sich mit Kleidern aus schlichtem, grobem Stoff begnügen. Und das, obwohl ihr Vater Giosuè, seit er damals aus dem Partisanenkrieg zurückgekehrt war, jeden Tag mit ihren Brüdern Francesco und Giuseppe aufs Meer hinausfuhr. Sie waren eine klassische Fischerfamilie: schlicht und traditionell. E basta! Das hinderte Valentina jedoch nicht daran, ihren Träumen nachzuhängen, wann immer sich die Gelegenheit bot. Und so gehörte zu ihren Fantasien auch ein schöner Mann, der sie eines Tages holen und in ein aufregendes Leben entführen würde.

Valentina seufzte und beschloss, sich von dem Fremden nicht einschüchtern zu lassen. Zwar war zu dieser frühen Stunde noch niemand sonst in Sichtweite, der ihr hätte beistehen können, aber so gefährlich sah der Mann gar nicht aus. Und wenn sie ihn nicht ansprach, befand Valentina, dann würde sie nie erfahren, ob er nicht vielleicht der Prinz war, der sie entführen wollte.

Ein zartes Kribbeln machte sich in ihrem Bauch breit. Wie kleine Schmetterlinge flatterte es. Besonders eben, als der junge Mann sich mit der Hand durchs Haar gefahren war, sich umblickte, sie sah und ihr ein irgendwie schüchternes Lächeln schenkte. Sein Mund war schön: so schön geschwungen die Lippen. Und war da ein Grübchen gewesen auf seiner rechten Wange?

Vorsichtig trat sie aus ihrem Versteck hervor und tat so, als sähe sie ihn gar nicht. Sie hob ihren Rock ein wenig an und watete am Meer entlang. Erst als sie in etwa auf einer Höhe mit ihm war, blickte sie wie zufällig auf. Er beobachtete sie, sagte aber nichts. Gut so. Valentina war nicht geübt im Schöne-Augen-machen. Woher auch.

Die Jungen von Positano kannte sie alle schon seit Kindertagen vom Spielen. Als ihren zukünftigen Ehemann konnte sie sich keinen Einzigen davon vorstellen. Alle waren sie Fischer, alle hatten sie schwarze Haare, alle waren sie ihr zu klein. Valentina wollte einen Prinzen. So einen, wie sie in den Hochglanzmagazinen manchmal an der Seite der feinen Damen zu sehen waren. Ja, so einer sollte es sein. Und genau so einer saß gerade vor ihr im Sand und brachte keinen Ton heraus.

*Jetzt oder nie*, dachte Valentina und nahm all ihren Mut zusammen.

»Permesso«, sagte sie und stellte sich neben ihn. Fragend sah er sie an und zuckte mit den Schultern. Hieß das, dass es ihm egal war, oder dass er sie nicht verstand?

»Parli italiano? Sprichst du italienisch?«, wiederholte sie vorsichtshalber in Deutsch. Das war die einzige Fremdsprache, die sie ein bisschen beherrschte. Ihr Vater hatte sie ihr beigebracht, zumindest das, was er damals im Partisanenkrieg aufgeschnappt hatte. Den Rest hatte Valentina sich selbst angeeignet. Auf einem Flohmarkt waren ihr zwei Bücher in deutscher Sprache in die Hände gefallen. Und ein kleines Wörterbuch hatte ihr die Lehrerin geschenkt, als sie davon erfahren hatte. Da der Mann blond war, bestand also zumindest die Chance, dass er sie verstand. Und tatsächlich! Seine Miene hellte sich auf, und plötzlich fand sie sich einem strahlenden Augenpaar gegenüber, dessen grün so hell war, wie sie es noch nie zuvor im Leben irgendwo gesehen hatte. Valentina bekam weiche Knie.

»Posso sedermi? Darf ich mich setzen?«, traute sie sich zu fragen, denn schlagartig war sie sich sicher, dass er es war. Er war der Prinz. Oh mio Dio! Oh mein Gott!

\*